**Über das Ende einer Pilgerfahrt ins Heilige Land**

Es geschieht am Ende einer glücklichen Pilgerreise, die ich an der Seite von Männern und Frauen vom Niederrhein erlebt habe. Unser Flugzeug landet in Frankfurt. Die Passagiere strömen durch die Gänge auf die Gepäckbänder zu, vermengen sich mit den Passagieren aus anderen Maschinen, da bricht in der Hektik des Weltflughafens eine Mitpilgerin zusammen.

Die meisten aus meiner Gruppe sind längst an ihr vorbei, doch die Nachricht holt sie von hinten ein und wird weitergetragen wie in einem denkwürdigen Staffellauf. „Frau G. ist schlecht geworden. Sie atmet nicht mehr, das Herz steht still. Der Notarzt wurde gerufen.“ Es dauert fast zehn Minuten, bis Hilfe eintrifft. Ein alter Priester, der die Pilgergruppe nach Israel begleitet hat, spricht den Segen.

Die anderen Pilgerinnen und Pilger schwimmen hilflos im Strom der Passagiere weiter, die sich zu den Förderbändern drängen. „Warum ein solcher Abschluss nach dieser fröhlichen Reise?“

Der Hauptgang im Flughafen legt sich in eine Kurve. Und im breiten Bogen der Kurve bleibt der erste Pilger stehen, die Hände vor dem Gesicht, er ist fassungslos. Ein zweiter bleibt stehen, ein dritter. Sie stranden in der Kurve wie Treibgut auf einer Sandbank im Fluss. Schließlich sind es zehn, zwölf Pilger. Keiner sagt etwas, sie stehen einfach da, hilflos und betroffen.

Unser Pilgerleiter kommt hinzu. Er hat gesehen, wie die Ärzte um das Leben der Frau kämpfen und sagt. „Wir können nichts mehr tun.“ Ohne nachzudenken sage ich: „Wir können beten“ und spreche aus, was ich empfinde. „Herr, wir wissen nicht, was geschieht. Wir verstehen nicht, warum es geschieht. Wir bitten dich, hilf denen, die unserer Mitpilgerin helfen wollen, das Richtige zu tun.“

Eine andere Frau nimmt das Gebet auf. Alle gemeinsam sprechen wir das Vaterunser und das Gegrüßet-seist-du-Maria. Gebete in der lauten Hektik eines Weltflughafens. Andere Menschen blicken kurz zu unserer kleinen Gruppe auf der Sandbank hinüber und strömen weiter.

Später hören wir, dass Frau G. gestorben ist. Wir steigen in den Bus, der uns zurück an den Niederrhein bringen soll. Jemand nimmt das Bordmikrofon zur Hand und liest ein jüdisches Märchen vor. Alle kennen das Märchen. Wir haben es in Israel gehört und darüber gelächelt.

Josua ben Levi, ein großer Rabbiner, will unbedingt mit dem Propheten Elias durchs Land ziehen. Eines Tages wird ihm sein Wunsch erfüllt, aber Elias macht zur Bedingung, dass Josua nicht fragt, wie Elias seine Wundertaten begründet. So gehen sie los, und Elias wirkt Wunder. Josua traut seinen Augen nicht, lauter schlechte Wunder: Die guten Menschen bestraft er, die schlechten belohnt er. So kommt es Josua ben Levi vor.

Endlich kann der Rabbiner nicht mehr an sich halten und fordert Rechenschaft vom Propheten. Elias ist gütig und erklärt seine Wunder. Josua begreift, dass er die Zusammenhänge nicht gekannt hat, in denen Elias seine Wunder wirkte, und er sieht, dass jedes Wunder gut war.

Dann fragt jemand im Bus: „Kennen wir die Zusammenhänge? Stellen wir uns vor, dass das Leben unserer Mitpilgerin eigentlich schon vor der Reise ans Ende gekommen war und Gott ihr diese besondere Fahrt noch gegönnt hat - als Geschenk vor ihrem Tod.“

Oder wie sagte der Prophet zum Rabbi? „Werde nicht unsicher, wenn du einen Gottlosen siehst, dem das Glück hold ist, und einen Frommen oder Gerechten, der im Elend lebt. Denn Gott ist gerecht.“